

MARGUERITE LÉNA · NEUILLY

»Stehe auf und gehe umher!«

Vom tieferen Sinn des Erziehens

Kurz nach dem ersten Pfingsttag gingen Petrus und Johannes in den Tempel hinauf, um zu beten. Da saß ein Mann, der von Geburt an gelähmt war. Als Petrus ihn sah, wie er um Almosen bettelte, sprach er zu ihm: »Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und gehe umher!«

»Stehe auf und gehe umher!« Zweitausend Jahre später steht die Kirche vor den Fragen der Erziehung ohne das Gold und das Silber, das erforderlich wäre, um den Problemen dieser Zeit gerecht zu werden. Ihre »Meisterschaft in Sachen Menschlichkeit« beruht weder auf ihrem Besitz noch auf ihrer Macht, nicht einmal auf ihrem Wissen. Sie hat der Welt nichts anderes anzubieten als ein Wort, doch selbst dieses Wort gehört nicht ihr, und sie spricht es nicht in ihrem eigenen Namen aus. Aber dieses Wort ist viel mehr als ein Auftrag; es ist zugleich ein Tun: Was sie ausspricht, wird, indem sie es ausspricht, auch schon vollbracht. »Stehe auf und gehe umher!« Diese Aufforderung des Apostels wiederholt jenes Wort, mit dem Jesus Lazarus, seinen geliebten Freund, aus dem Grab zurückgerufen hatte. Im Alltag der Kirche jedoch ist sie vor allem Widerhall der Worte, die der Vater am Ostermorgen zu seinem geliebten Sohn sprach, der im Schlaf des Todes lag. Wann immer die Kirche im Bereich der Erziehung ihrer Aufgabe als Mutter und Lehrmeisterin nachgeht, steht sie in der Verantwortung gegenüber diesem Auftrag, den sie in seiner Ganzheit empfangen hat, um ihn in seiner Ganzheit weiterzugeben, und sie beruft sich dabei auf jene Kraft, deren Wirkung in der Geschichte der Welt erkennbar ist.

Dieses Apostelwort soll der Ausgangspunkt meiner Überlegungen sein. Es verlangt von uns, Grenzen zu überschreiten, was uns allerdings

MARGUERITE LÉNA, 1939 geboren, studierte Philosophie und unterrichtet heute an der »Institution Sainte-Marie de Neuilly«. Die Übersetzung des Aufsatzes aus dem Französischen besorgte Erika Grün.

nur gelingen kann, wenn wir direkt in das Zentrum dessen eintreten, was uns zusammenführt: Das ist, zum einen, der Name Jesu, des Mannes von Nazareth, in seiner unausschöpflichen Universalität und zugleich nicht mehr aufzulösenden Einzigartigkeit. Zum andern ist es das erzieherische Wirken selbst, und zwar nicht so sehr in der Vielfalt seiner Erscheinungsformen als vielmehr in seiner grundsätzlichen Struktur und seinen letzten Zielen. Versuchen wir, den anthropologischen und theologischen Implikationen dieses Auftrags aus der Apostelgeschichte nachzugehen, so führt uns das »Stehe auf und gehe umher!« unmittelbar in diesen zweifachen Brennpunkt.

* * *

Wenden wir uns zunächst seiner anthropologischen Bedeutung zu. Dieses Wort schreibt uns weder einen deutlich bestimmbaren Zweck vor, noch nennt es ausdrücklich ein Ziel. Es sagt uns lediglich, daß es besser ist, aufrecht zu stehen als zu liegen, oder daß unterwegs sein mehr zählt als gelähmt zu sein. Der diese Aufforderung erhalten hatte, sollte sich aus eigener Kraft erheben und fortgehen. Zuvor aber mußte das Wort eines anderen ihn freisprechen, lösen. Über seinen ausdrücklichen Auftrag und sein unmittelbares Wollen hinauszugehen; Vertrauen in sich selbst zu erwecken in dem sprachlosen Warten auf das, was man kaum zu hoffen wagt; jenseits dessen, was sichtbar ist, das Mögliche, ja selbst das Unmögliche zu ahnen: darin liegt das Wesen des erzieherischen Auftrags. Er richtet Menschen auf und schickt sie auf den Weg. In dem französischen Wort für Erziehung, *éducation*, weist die Vorsilbe *é-* (»Ent-, Er-«), die selbst ausweichend bleibt, auf eben diese Bewegung hin, ohne eine voreilige Entscheidung darüber zu treffen. Ich sehe darin gerne einen Hinweis auf das Mysterium des Menschen, das schon im Kinde angelegt und ihm verheißen ist – das Mysterium des Menschen, das unseren Ideen, unserer Auffassung von ihm unzugänglich bleibt, das sich selbst den vollkommensten Mitteln der Technik und des politischen Planens entzieht. Ein Kind zu erziehen bedeutet immer auch, sich dieses seltsamen »spirituellen Lahmseins« anzunehmen, das es unablässig einem Ziel zuführt, welches es kaum zu meistern vermag, aber gleichwohl erstrebt, weil es ihm verheißen ist. Uns ist also aufgetragen, Wirklichkeiten miteinander zu vereinen, deren Vereinbarkeit keineswegs von vornherein gegeben ist und deren Synthese wir auch eigentlich gar nicht herstellen können: den Einzelnen und die Gesellschaft, die Tradition und das Neue, die Eingliederung in die Eigenart einer bestimmten Kultur und die Öffnung zu menschlicher Universalität. Um diese Gegensätze zu überwinden in einer Welt, welche zur Totalität hinstrebt und zugleich

deren Wirkung auf den Menschen bis zum Überdruß ermöglicht, muß, so scheint es mir, das erste Anliegen erzieherischen Tuns die Form der Verneinung annehmen, so wie die ersten Worte des Petrus an den Gelähmten vor dem Tor des Tempels, das »das schöne« heißt. Ein passendes, klar definiertes, eindeutiges und gut funktionierendes Konzept vom Menschen besitze ich nicht, ich will es nicht und muß es auch gar nicht haben.

Darüber hinaus gibt es aber noch eine weitere Priorität. Die Welt von heute steht vor einer ganzen Reihe von Bruchlinien, die ihre Zukunft in Frage stellen: der Bruch zwischen dem Menschen und seiner natürlichen Umwelt; der Bruch zwischen den Generationen; der zunehmende Abstand zwischen den wirtschaftlich reichen Staaten und den armen; und schließlich – in den hochentwickelten Ländern selbst – Modelle von Kultur, Gesellschaft und Gesundheitswesen, die zwei- oder sogar noch mehrschichtiger konstituiert sind. Nun bedeutet ja das Aufeinanderprallen von Paradoxen unausweichlich einen Bruch, sofern man nur *ein* Glied eines Paradoxes für sich gelten läßt. Dann wird der Einzelne gegen die Gesellschaft ausgespielt, oder umgekehrt; die Freiheit gegen die Natur, oder umgekehrt; die Eigenständigkeit gegen den Universalismus, oder umgekehrt ... So werden die Bruchlinien im Antlitz unserer Welt ideologisch nicht nur zugelassen, sondern faktisch vertieft. Wann immer die beiden Gegensätze des Paradoxes, das der Mensch darstellt, auseinandergerissen werden, sind es die Menschen selbst, die man zerreißt und voneinander trennt. Die zweite Priorität bestünde demnach darin, in einer verantwortungsvollen erzieherischen Arbeit diesen kontrastierenden Facetten des Paradoxes ganz Rechnung zu tragen, selbst auf die Gefahr hin, daß dies unsere Aufgabe beträchtlich erschwert. Denn was uns entgeht, ist ja eben das Prinzip der Einheit dieser Gegensätze: »Die Menschen übertreffen einander unaufhörlich.« Ein Mensch besitzt seine volle Identität erst dann, wenn er sie von einem anderen, einem Größeren, erhält. Und genau hier setzt die eigentliche Verantwortung des christlichen Bewußtseins ein.

Kehren wir also noch einmal zu der Aufforderung des Petrus zurück: »Stehe auf und gehe umher!«, und betrachten wir sie diesmal in ihrer gesamten theologischen Bedeutungsfülle. In der Erzählung der Apostelgeschichte wird dem Gelähmten die Lebenskraft des vom Tode Auferstandenen zuteil, sie fließt an der Schwelle des Tempels in seinen von der Krankheit gelähmten Körper, damit er in den Tempel gehen und »laufen, umherspringen und Gott loben« kann. Jede erzieherische Hoffnung für unsere Kinder und für die Welt, die nicht weiter ginge als bis zu diesem Punkt, die gleichsam an der Schwelle des Tempels stehen bliebe, wäre nur eine verstümmelte, gebrechliche Hoffnung. Sie hieße Verrat an dem

geistigen Recht des Gewissens, an der stillen, uneingestandenem Erwartung des Herzens. Sie entbehrte jenes heimlichen Zentrums der Einheit, in dem das Geheimnis, das sich jeder Mensch selbst ist, aufgehoben würde wie damals der Felsen vor dem Grab des Ostermorgens. Sie verriete letztlich das Geschenk, das Gott uns in Jesus Christus gemacht hat.

Zugegeben: Kein empirisches oder theoretisches Konzept vermag das erzieherische Tun angemessen zu beschreiben, kein ihm vorgegebenes Ziel seinen Schwung zu erschöpfen. So allerdings erweist sich die Berufung des Menschen, in Gott allein Erfüllung zu finden, als eitel. Unser christliches Gewissen muß dennoch diese Bresche offen halten, die die Erziehung vor jeglichem Abdriften ins Totalitäre und Ideologische bewahrt. Es muß diesen immerwährenden Anspruch in Erinnerung bewahren, der es Erziehern verbietet, jemals aufzugeben oder auch nur kleinmütig und verzagt zu werden. Es muß unablässig die Schneide des Paradoxes schärfen. Mehr noch: Weil das Geheimnis des Menschen, das die gesamte erzieherische Arbeit polarisiert und ihr Kraft und Antrieb verleiht, seine Quelle und seinen Schlüssel im Herzen Gottes hat, ist es der Kirche aufgetragen, die Existenz eben jenes Grundgesetzes der Einheit jenseits aller Gegensätze sowie das Wirken dieses Prinzips im gesamten Verlauf der Geschichte augenfällig zu machen. Sie muß so tief vom Namen Jesu Christi erfüllt sein, daß sie all jenen, die nach immer neuen Erkenntnissen und Fertigkeiten verlangen, auch das zu bieten vermag, was sie zwar nicht offen fordern, gleichwohl aber unbewußt erwarten: *ihren* Namen für Gott und für die Ewigkeit, für das Glück, frei in Seiner Gegenwart zu wandeln.

* * *

Ich werde nun versuchen, im Blick auf die Frage, die uns hier beschäftigt, einen Schritt weiter zu gehen. Dazu werde ich zwei jener Paradoxe aufgreifen, denen sich der Erzieher gegenübergestellt sieht. Sie sind gleichermaßen wesentlich wie dringlich, weil sie zum einen die immerwährenden Anliegen menschlicher Bildung, zum andern aber die wirtschaftlich bedingten Probleme unserer Zeit berühren. Das erste betrifft die notwendige, aber immer mehr oder weniger konfliktträchtige Beziehung zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit; das zweite hängt mit der Schwierigkeit zusammen, etwas über das Erbe der Vergangenheit und die Möglichkeiten seiner Weitergabe auszusagen.

In einem sehr schönen Text über *Die Krise der Kultur*, der im Dunstkreis des Jahres 1968 in den Vereinigten Staaten entstand, stellt Hannah Arendt zwei Fragen: Ist unsere Liebe zu der Welt groß genug, um die Verantwortung für sie vor unseren Kindern und für unsere Kinder zu

übernehmen? Und ist unsere Liebe zu unseren Kindern groß genug, um sie nicht aus unserer Welt auszuschließen und ihnen die Chance zu nehmen, etwas ganz Neues zu beginnen? Im Grunde geht es bei jeder Art von Erziehung darum, die »Innenwelt« oder Innerlichkeit eines neuen, unverwechselbaren, noch ganz unberührten Wesens – »jedes Kind hat etwas zu sagen, was nur dieses Kind allein zu sagen vermag« – in seiner Wechselbeziehung zu der gegebenen »Außenwelt« mit ihrer gesellschaftlichen und historischen Bedingtheit zu fördern. Diese beiden Arten von Liebe, zur Wirklichkeit mit all ihren Bedürfnissen und Gesetzen einerseits und zum Kind mit seiner Schwachheit und mit der ihm innewohnenden Verheißung andererseits, sind die Grundvoraussetzung allen erzieherischen Wirkens: es kann sich ebensowenig mit dem Haß gegen die Welt wie mit der Mißachtung der Kinder, ja gar der Angst vor ihnen abfinden. Gleichwohl begegnet man diesen beiden Arten der Liebe als einer Einheit nur selten. Zum einen gewinnen die Forderungen der Außenwelt ein Übergewicht und neigen so dazu, in immer zwingendere Techno-Strukturen zu integrieren, die dann ihrerseits die pädagogischen Praktiken weitgehend zu ihrem eigenen Nutzen polarisieren; zum andern haben die Humanwissenschaften die Mittlerrolle und die »Variablen« der physischen, kognitiven, gesellschaftlichen und affektiven Entwicklung des Kindes stark reduziert und tendieren dazu, den erzieherischen Akt unaufhörlich zu partikularisieren. Wo ist aber dann das Prinzip der Einheit zu finden, das sowohl der Wirklichkeit als solcher wie auch dem Kind in seiner ganzen Eigenart gerecht wird, ohne in den Abgründen von Utilitarismus und Individualismus zu versinken?

Ich bin überzeugt, daß man dazu – um im Bilde zu bleiben – den Gegenabhang hinaufsteigen muß, dem Mysterium des Lebens und des Geistes entgegen, mit seinem doppelten Pulsschlag von einzigartiger Innerlichkeit und grenzenloser Öffnung. In jedem Kind, in jedem jungen Menschen das Leben des Geistes zu wecken und zu stärken bedeutet, ihn nicht nur der narzißtischen Selbstbetrachtung, sondern auch der ausschließlichen Beherrschung durch äußere Einflüsse zu entreißen. Denn allein durch das geistige Leben vermag diese äußere Bedingtheit sich mühevoll in die Bedingungen persönlicher Freiheit zu verwandeln, kann Individualität sich langsam dem Universellen öffnen. Geistiges Leben ist Innerlichkeit *und* Darstellung nach außen, Aufnahmebereitschaft *und* Initiative, Akzeptieren des Notwendigen *und* Auflehnung dagegen. Es ist diese seltsame Fähigkeit, das, was ein Anderes ist, zu einem Selbst zu machen, und das, was das Selbst ausmacht, nach außen, in der Außenwelt sichtbar werden zu lassen.

Ein Paradigma dieser Fähigkeiten findet sich in der gesamten frühen Phase des kindlichen Spracherwerbs, in der dem Menschen der Zugang

zu eben diesem Leben des Geistes eröffnet wird: Man kann beobachten, wie der Gehorsam gegenüber einem so anonymen, zwingenden und kontingenten System wie der Muttersprache das Kind zu der Freiheit des Denkens befähigt und selber zur notwendigen Voraussetzung für spontanen Ausdruck und eine virtuell universelle Kommunikation wird. Indem es sprechen lernt, oder anders ausgedrückt: indem es die notwendigen Mittel für die Offenbarung seines eigenen Selbst erwirbt, macht sich das Kind auf den Weg zum Geheimnis seiner eigenen Identität; indem es sich einem äußeren Gesetz unterwirft, entfaltet es seine eigene Lust am Sein.

Jenseits dieses Paradigmas, aber doch noch in seinem Lichtkreis, wird in unserer heutigen Welt die Notwendigkeit erzieherischer Wachsamkeit an einem ganz bestimmten Punkt erkennbar. Sich ausdrücken und den anderen, den Nächsten, damit erreichen zu können; etwas zu sagen zu haben und das Risiko, es zu sagen, auf sich nehmen zu können, und das weltweit – das ist eine der Herausforderungen unserer Zeit, die unsere oft allzu zerstreute, zersplitterte, anonyme Kommunikation überall bestimmen. Durch oft massive Unterdrückung bishin zum sozialen Ausschluß gewinnt diese Herausforderung noch größere Bedeutung. Durch Ausschluß wird ein menschliches Wesen irgendwohin nach außen abgeschoben, der Zutritt zur gemeinsamen sozialen Welt wird ihm verwehrt; durch Unterdrückung wird es weiter abgedrängt, wird daran gehindert, seinen eigenen Überzeugungen öffentlich Ausdruck zu verleihen, bis es sie beinahe selbst vergißt. Aber Ausschluß und Unterdrückung haben ein und denselben Feind: Das Sich-Selbst-Ausdrücken, das von innen nach außen führt, das den Menschen erregt und schließlich eine sich der eigenen Tiefe bewußtwerdenden Innerlichkeit mit der zum Engagement bereiten Außenwelt in Kommunikation treten läßt. Um des entscheidenden ethischen, kulturellen und politischen Einsatzes willen müssen wir zwischen diesen Begriffen differenzieren, ohne zu trennen, müssen wir sie zueinander in Beziehung setzen, ohne sie ineinander verschwimmen zu lassen.

Können wir uns, in unserer Eigenschaft als Erzieher, diesen Herausforderungen stellen? Uns steht für dieses Unterfangen nur ein zerbrechliches Werkzeug, eine unsichere Waffe zur Verfügung, die noch dazu leicht zum Bumerang wird: das Wort. Wir haben in unserer jüngsten Vergangenheit viel von den Dissidenten gelernt, die mit leeren Händen, aber mit unbezwingbarem Mut zum letzten Einsatz bereit sind; sie haben uns gezeigt, daß ein wahres Wort schwerer wiegt als jede Unterdrückung und auch totalitäre Gewalt in ihren Grundfesten erschüttert werden kann, wenn einer ganz oben zu sagen wagt, was er ganz unten als Wahrheit erfahren hat. Solche Menschen bringen die Mauer, die zwischen äußeren

Haltungen und inneren Gewißheiten steht, zum Einsturz. Sie stellen die Verbindung wieder her, die durch Lüge zerschnitten war. Vielleicht sind es heute gerade die Erzieher, mit ihren leeren Händen und ihrem ebenso unbezwingbaren Mut, die das befreiende Wort sagen müssen, um die Mauern des sozialen Ausschlusses und des An-den-Rand-gedrängt-Seins der Jugend zu Fall zu bringen. Befreiend wirkt nur ein Wort, das sich aufrichtig an einen jungen Menschen richtet, ohne falsche Distanz und ohne faulen Kompromiß, ein Wort, das aus ihm einen Gesprächspartner macht, von ihm eine Antwort erwartet, die nicht schon von vornherein verurteilt und über die auch nicht im vorhinein verfügt wird. Solche Worte sind es, die junge Menschen zum geistigen Leben erwecken. Diesseits – inmitten der brennenden Probleme von beruflicher Ausbildung und Arbeitslosigkeit – gibt es geistige Energien, die brachliegen, Geist, der verkommt, weil er nicht gefordert ist. Wie viele junge Menschen sind von ihrer eigenen Identität abgeschnitten, von ihren Begabungen getrennt, buchstäblich außerhalb ihrer selbst eingesperrt, weil kein verantwortungsbewußtes Wort an sie gerichtet wird, das es ihnen ermöglichen würde, sich auszudrücken und die eigenen schöpferischen Fähigkeiten zum Einsatz zu bringen. Was ist denn Gewalt anderes als die Rückkehr des Wortes zum Schrei oder des Körpers zur brutaler Entladung aufgestauter Energie? Einem menschlichen Wesen die Mittel zum Ausdruck seiner selbst zu geben, das bedeutet, den blinden Lauf der Gewalt umzukehren, einen gemeinsamen Raum der Anerkennung oder des Erkennens zu schaffen, in dem Unterschiedliches, anstatt sich in heftiger Ablehnung zu verhärten, lernen kann, unter dem Gesetz des Wortes und der Wahrheit einander gegenüberzutreten und fruchtbar zu werden. Es heißt, unablässig die endlose Konversion des Geistes der Unterwerfung in den Geist des Miteinanders im Fluß zu halten.

* * *

Zugleich aber muß unablässig Vergangenheit in Zukunft verwandelt werden. An dieser Stelle stoßen wir auf das zweite Paradox unseres Berufs als Erzieher, das nichts anderes ist als das Paradox der Menschheitsgeschichte überhaupt. Vor unseren Kindern und ihnen zuliebe Verantwortung für die Welt zu übernehmen bedeutet im Grunde nichts anderes, als sich für eine Reihe von »Hinterlassenschaften« verantwortlich zu fühlen, für ein Erbe, welches unser aller gemeinsames Gedächtnis bildet. Wenn wir unseren Kindern die Chance einräumen, etwas ganz Neues zu beginnen, so öffnen wir ihnen damit den Weg in eine Zukunft, die nicht von vornherein eng abgesteckt, sondern viel weiträumiger ist, als der kurze Abschnitt einer gleichsam als Staubkorn er-

scheinenden Zeitspanne. Jede neue Generation geht auf Distanz zur Vergangenheit; ihr Spannungsverhältnis gegenüber der Generation, die vor ihr war, ist gewissermaßen das Zeichen oder die Narbe, die dieses Abstandwahren hinterläßt. Die junge Generation selbst birgt eine unerschöpfliche Reserve an Zukunft. Aber sie kann ihren Abstand zu den Vorgängern nicht wahren und kann aus dieser Zukunftsreserve nicht schöpfen, wenn sie nicht zuvor selbst zu einer Art Erbin wird. Nicht umsonst haben die meisten Gesellschaftsformen für die Kanäle, in denen das Althergebrachte weitergegeben wird, feste Rituale geschaffen: Der Akt des Überlieferns – sei es eines Lebens, einer Kultur oder eines Glaubens – bringt die höchsten Werte einer Existenz ins Spiel, Leben und Tod, das Ja oder das Nein zur Freiheit. Durch die Erziehung, die einem zuteil geworden ist, in die Tradition einer bestimmten Kultur einzutreten bedeutet nichts anderes als zu deren Schuldner zu werden, einen geistigen Ursprung zu akzeptieren; junge Menschen an einer Kultur teilhaben zu lassen bedeutet, im Geiste dem Anders-Werden des Überlieferten zuzustimmen, ihm eine Zukunft zu eröffnen, die erst jenseits von uns selbst und auch jenseits des Todes beginnt. Das Formen von Menschen folgt einer zweifachen, untrennbar verknüpften Bewegung: Flußaufwärts erschließt es den Zugang zur Vergangenheit der Menschen, vom Erwerb ihrer frühesten Fertigkeiten bis hin zu ihren jüngsten Erfolgen und Mißerfolgen; flußabwärts setzt es den unendlichen Raum des Möglichen frei und schafft die Voraussetzung für jegliche persönliche Entscheidung und ein vernünftiges Leben in Gemeinschaft. So gesehen, ist die Erziehung notwendigerweise konservativ und revolutionär zugleich.

Dieser doppelte Anspruch führt uns von neuem zum Kernpunkt des geistigen Lebens, dessen Eigenart darin besteht, daß es Erinnerung, das heißt also bewahrte und verinnerlichte Gegenwart des schon Gewesenen ist, aber zugleich auch unaufhörlich fortgesetzte Schöpfung von nicht vorhersehbarer Neuheit. Dies bringt uns auch, wie mir scheint, zum Kernpunkt der drängenden Fragen unserer Zeit. Im Grunde kann man erkennen, daß sich hier tatsächlich Bruchlinien abzuzeichnen beginnen, die die Grundlage jeglicher Übermittlung von Kultur gefährden. In der westlichen Gesellschaft wird der Druck der technischen und wirtschaftlichen Zwänge fühlbar, die uns zwar weit über uns hinaus nach vorne schleudern, aber gleichzeitig aus Gedankenlosigkeit zu einem selektiven Vergessen, zur Verstümmelung des Gedächtnisses zu führen drohen: Denken wir nur an den religiösen Analphabetismus so vieler junger Westeuropäer. Zur gleichen Zeit wird im Osten Europas mit gewaltiger Anstrengung versucht, unterdrückte oder verbotene Erinnerungen wieder aufleben zu lassen, mit all den drohenden Gefahren nationalistischer

Verirrungen, die dieses Bemühen begleiten, aber auch mit all dem schöpferischen Feuer, das es erwecken kann. Überall, und zwar auf der ganzen Welt, ist eine massive Entwurzelung geographischer, sozialer und affektiver Natur zu erkennen, die zahllosen jungen Menschen die Grundlagen ihrer Existenz nimmt, indem sie sie ihrem familiären und kulturellen Ursprung entfremdet.

Die Beziehung zur Zukunft ist gegenwärtig nicht weniger problematisch als die zur Vergangenheit – beide sind ja letztlich aufeinander ausgerichtet. In einem vor kurzem veröffentlichten Essay spricht Luc Parreydt von der »Generation, die um ihr Erbe geprellt wird« und in einer »allzu glatten Geschichte« gefangen ist, in der sie nicht so sehr die Rolle der handelnden Person als vielmehr die des Betrachters übernommen hat. Wenn eine ganze Generation intensiv ihre eigene Geschichte gemeinsam erlebt (ob im Konflikt oder Konsens ist in diesem Zusammenhang ohne Bedeutung), so verfügt sie damit über ein Bezugssystem von hohem symbolischem Wert. Der heutigen jungen Generation von Franzosen fehlt jedoch ein solches Bezugssystem, und deshalb fällt es ihr schwer, vor sich selbst ihre Pläne und Projekte für die eigene Zukunft klar zu definieren. Doch die weitverbreitete wirtschaftliche Unsicherheit und das für die heutige Gesellschaft typische Fehlen von geistigen Systemen, die der Geschichte einen klar erkennbaren Sinn zu geben vermochten, machen mehr denn je eine schöpferische Phantasie erforderlich, die sich nicht allein klare Vorstellungen von der Zukunft machen, sondern diese auch mit neuem Sinn erfüllen kann – und es darüber hinaus vermag, den Mut zur Verwirklichung zu wecken und in die richtigen Bahnen zu leiten. Hinzu kommt, als leidenschaftliche Herausforderung, ein ganz neues Verhältnis zur Zeit. Dieses Verhältnis ist ganz von den technologischen Revolutionen der Gegenwart geprägt, welche zwar die noch nicht ausgebeuteten Ressourcen und die Strategien zu ihrer Erschließung modellieren, simulieren oder reduzieren können, die aber ihre eigentlichen Ziele nicht preisgeben.

Und nun frage ich noch einmal: Können wir als Erzieher der jungen Generation diese Herausforderungen deutlich machen? Ich glaube, ja. Und zwar nicht, indem wir das eine oder andere tun, sondern schlicht und einfach mutig zu dem stehen, was wir wirklich sind. Wir müssen darin dem Aufruf Alexander Solschenizyns folgen, der uns erst kürzlich wieder daran erinnert hat, wie wichtig es ist, »zuerst das zu säen, was langsam wächst«. Erzieher sind wie Gärtner: Hüter, auf lange Sicht bestellt, die sich liebevoll um die langsam wachsenden Pflänzchen mühen und zugleich alles hegen, was geboren ist und nun wachsen will. So gesehen, sind sie Zeugen und Schöpfer der wahren Geschichte der Menschen, an der sie im Dunkeln weben und die sie gleichwohl viel radikaler

beeinflussen als jeder wirtschaftliche Wandel oder politische Kampf. Die totalitären Regime wußten es längst: Um dieses Gewebe aufzutrennen, reicht es schon aus, die Institutionen der öffentlichen Bildung aufzulösen oder zu manipulieren. Und umgekehrt, um es, Faden um Faden, geduldig wieder herzustellen, bedarf es hingebungsvoller Erzieher, die sich um die Wurzeln, aber auch um die Aussichten der Jungen kümmern, ohne sich allzu sehr vom schnellen Nutzen oder der sofortigen Wirksamkeit beeindrucken zu lassen. Oft ist ja der Umweg der kürzeste Weg eines Menschen, zu sich selbst wie zu den andern. Und diesen Umweg muß ein verantwortungsbewußtes Lernen möglich machen und erleichtern; zugleich muß sich das wiedererworbene Erbe, die sich eröffnenden Möglichkeiten, in jenen, die dieses Erbe antreten, in Gestalt eines ganz persönlichen Lebensplans verwirklichen. Keine Erziehung vermag das zu gewährleisten. Doch wir wissen es alle – die einzige Chance, die Jugend dahin zu führen, haben die Erzieher, die zugleich auch Zeugen sind, all die Männer und Frauen, deren brennendstes Anliegen eben jene Werte und Sinngebungen sind, die sie an andere weiterreichen. Solche Erzieher zwingen niemandem etwas auf; doch sie »erwecken« Vertrauen. Schon dieses Vertrauen allein vermag einen jungen Menschen zu jenem geheimen Punkt in seinem Wesen zu führen, an dem die Erinnerung eins wird mit dem handelnden Geist und eine Aufgabe seine ganze Existenz erfüllen kann.

* * *

Früher wie heute bedeutet Erziehen nichts anderes, als an den Quellen des geistigen Lebens zu wachen, den Geist selbst zu erwecken. Jedes einzelne Kind hat ein Recht darauf und zugleich auch ein tiefes Bedürfnis danach – und mehr als für alle anderen gilt das für jene, die unter dem Druck ungünstigster Bedingungen leben. Aber auch unsere Welt hat einen Anspruch darauf, weil unser höchstes Wissen und Können erst dann seinen wahren Sinn erhält, wenn es im geistigen Leben verankert ist. Ohne dessen schöpferische, nachdenkliche, kritische Aufsicht sind unser Wissen und unsere Fertigkeiten jederzeit in Gefahr, undurchsichtig oder bedrückend zu werden, zu trennen anstatt zu vereinen. In den dreißiger Jahren unterschied Bergson zwei Arten von Erziehung, eine, die für eine geschlossene Gesellschaft geeignet sei und auf dem nach außen gerichteten Druck einer Gruppe und den sozialen Notwendigkeiten beruhe, und eine zweite, die an das Leben des Geistes appelliere, weil sie selber vom Geist angesteckt sei. Heute aber gibt es keine geschlossene Gesellschaft mehr. In einer Welt, die so offen, pluralistisch und beweglich ist wie die unsere, ist nur das geistige Leben persönlich genug,

um den kollektiven Zwängen Widerstand zu leisten und Eines mit Vielem, Eigenes mit Fremdem, Zukünftiges mit Vergangenenem zu versöhnen. Das geistige Leben allein ist universell genug, um die letzten Grenzen zu öffnen und immer wieder, unablässig Neues zu schaffen.

Vielleicht können wir nun, da wir am Ende unserer Überlegungen angelangt sind, noch einmal auf die Verantwortung und die Gnade zu sprechen kommen, die Christen auf dem Gebiet der Erziehung zukommt. Das Wort, die Erinnerung, das Mögliche zu schützen; Innen und Außen ebenso zusammenzuhalten wie das Einzelne und das Ganze, das Geschichte Gewordene und das noch nicht Geschehene: Wenn dieses wirklich die paradoxen Pflichten der Erziehung sind, dann sind wir, als Christen, in diesem Land keine Fremden und auch nicht bloß vorübergehende Besucher, sondern wir erkennen hier gleichsam *en miniature* Realitäten, die uns zutiefst vertraut sind – dieselben, die Christus durch seine österliche Auferstehung, durch das Ausgießen seines Geistes über alles Fleisch auf sich genommen hat, um sie in unserer Geschichte zu erfüllen.

Im fleischgewordenen Wort, in ihm allein, und für immer, sind Innen und Außen vollkommen eins geworden: »Wer mich sieht, Philippus, sieht den Vater.« Durch das Geschenk des Pfingstfestes haben wir uns in unserem Innersten aus Getauften in Kinder Gottes verwandelt, sind wir bis zu jener Schwelle, jenem Abgrund gelangt, wo der Geist des Herrn sich unserem Geiste mitteilt, damit wir wahrhaft Kinder Gottes werden. Aber weit davon entfernt, uns auf eine Abkapselung in uns selbst oder eine Mystik des Ausweichens hinzubewegen, weckt diese Gabe des Heiligen Geistes das Wort und bringt es zum Schwingen in der Welt und in der Zeit. Unter dem Heiligen Geist, der das tiefste Innen des Menschen noch tiefer macht und sein Herz auftut so weit wie die Welt, kann ein Erzieher endlich tief und frei Atem holen.

Mit dem gleichen kühnen Vertrauen kann er aber auch die Vergangenheit annehmen und sich der Zukunft öffnen. Denn wenn auch die Mächte des Todes unsere Geschichte bedrängen, wenn unser Erbe uns auch manchmal allzu schwer zu drücken scheint und die Zukunft sich drohend vor uns erhebt, so wissen wir doch, unsere Erinnerung ist schon durch Vergebung rein, unsere Zukunft durch eine Verheißung schon gerettet worden. In jener Stunde des Osterlammes hat unser Herr Jesus in unsere sündige Vergangenheit das Siegel seiner Gegenwart geprägt: »Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.« Jedes Abendmahl läßt unsere Erinnerung in sein Gedenken eingehen, macht unsere Zukunft bereit für sein Kommen.

Und so begreifen wir schließlich: Wir sind es, die christlichen Erzieher, die wir so oft gelähmt vor der Schwelle unserer Pflichten stehen und

es nicht wagen, für das Heil jener bis ans Ende zu gehen, die uns anvertraut sind und die letztlich gemeint sind mit dem Worten des Apostels und der Kirche: »Stehe auf und gehe umher!«